

Maria Ward

Am 23. Januar 1585 wurde Maria Ward in Mulwith bei Ripon, Yorkshire, geboren. Ihre Lebenszeit liegt zwischen zwei Hinrichtungen von Königen. Maria Stuart wurde 1587 enthauptet, als Maria zwei Jahre alt war. König Karl I. von England wurde genau vier Jahre nach Maria Wards Tod, am 30. Januar 1649, enthauptet.

Die englischen Katholiken, die an ihrem angestammten Glauben festhielten, wurden als Staatsfeinde betrachtet. Es kam dem Hochverrat gleich, Messe zu lesen oder zu hören, einen Priester zu beherbergen, katholische Bücher zu besitzen, Kinder um der Erziehung willen zum Festland zu entsenden. Die Verfolgung der Katholiken verstärkte sich in der zweiten Regierungshälfte der Königin Elisabeth I. Gründe dafür waren unter anderem die Exkommunikation der Regentin durch Papst Pius V., die Bedrohung durch Spanien mit dem Angriff der Armada, die Ankunft der ersten Missionare, der Weltpriester (1575) und der Jesuiten (1580), Engländer, die auf dem Festland ihre Ausbildung erhalten hatten. Als die schwierigste Zeit für die Katholiken gelten die Jahre 1581 bis 1620. Die Verfolgungswellen kamen stoßweise. Unter Elisabeth I. starben 125 Priester am Galgen. Im Geburtsjahr Maria Wards 1585 wurden ca. 70 Priester aus England verbannt.

Zeitgenossin der englischen Martyrer, war auch Maria bereit, alles für ihren Glauben hinzugeben. Die Sehnsucht des Mädchens, für den katholischen Glauben zu sterben, wie Edmund Campion, Margaret Clitherow und viele ihrer Zeitgenossen, erfüllte sich auf andere Weise, als sie es sich in ihren jungen Jahren vorstellen konnte. Die Erfahrungen mit der katholischen Untergrundkirche bildeten in ihr eine Hierarchie der Werte aus, die zeitlebens für sie gültig blieb: Besitz ist gut, Leben und Freiheit sind mehr. Die Ehre steht über Leben und Freiheit. Für den Glauben aber muß man alles geben: Hab und Gut, Leben, Freiheit und Ehre.

Wir wenden uns drei großen Wagnissen zu, die mit ihren Folgen das Leben dieser außergewöhnlichen Frau prägten. Sie ließ sich nicht auf Tollkühnheiten ein. Ihr ging es nicht um Ruhm, im Sinn eines Sir Walter Raleigh, der neue Länder suchte, um „Gold, Ruhm, Glorie“ zu gewinnen. Maria Ward traf ihre Entscheidungen nach Überlegung und Gebet, um subjektiv sicher zu sein, daß sie den Willen Gottes erfülle. Die drei Wagnisse beginnen mit dem Eintritt bei den Klarissen aufgrund ihrer Ordensberufung, mit der Übernahme der Lebensform des Ordens des heiligen Ignatius und mit der ersten Pilgerreise nach Rom. Dann richten wir unseren Blick auf das Ergebnis, das Fiasko, das aber die besiegte Frau nicht vernichtete. Sie verkraftete ihre Niederlage.

I. Die Wahl des Ordensstandes

Die Fünfzehnjährige fühlte sich zum Ordensstand berufen. Einundzwanzigjährig verließ sie England, nachdem der Vater schweren Herzens seiner Lieblingstochter die Zustimmung gegeben hatte. In England gab es seit Heinrich VIII. keine Ordenshäuser mehr. Die ersten 21 Jahre hatte Maria in der Heimat verbracht, die letzten sechs wird sie wieder zu Hause sein. Zwischen dem 24. und 35. Lebensjahr weilte sie wiederholt, doch nur vorübergehend, in England. 21 Jahre lebte sie fern der Heimat in verschiedenen Ländern des Kontinents. Zwölf Jahre dieser Zeit verbrachte sie in Italien.

Der Weg zu ihrer Ordensgründung weist starke Markierungen auf. Von sich aus wollte sie ein Kloster mit strengster Klausur und Armut wählen. Nach dem Abschied von der Heimat folgte sie in Saint-Omer dem voreiligen Rat eines englischen Jesuiten und trat als Laienschwester bei den wallonischen Klarissen ein, die gerade eine zuverlässige Ausgeschwester suchten. Die Lebensweise war für Maria eine physische wie psychische Überforderung, besonders als ihr bewußt wurde, daß man sie nicht mit Aufrichtigkeit behandelt hatte. Zum Glück kam der Ordensvisitator, der sah, daß diese Engländerin nicht am rechten Platz war, und ihr dies auch sagte.

So verließ sie diese Gemeinschaft und gründete einen Klarissenkonvent für Engländerinnen, der bis heute, seit der Französischen Revolution in England, fort dauert. Maria hatte sich in den schwierigen neun oder zehn Monaten als Laienschwester für den Orden der heiligen Klara erwärmt. Als Chorfrauenwärterin glaubte sie am Ziel ihres Suchens angelangt zu sein.

Bisher hatte sie sich den Weg ihrer Berufung nach ihrem persönlichen Verlangen und gemäß den Auffassungen der Zeit ausgelegt. Ein starkes inneres Erlebnis machte ihr aber im Mai 1609 klar, daß Gott ihr einen anderen Weg wies. Sie schrieb: „Ich sollte nicht im Orden der heiligen Klara verbleiben, sondern etwas anderes tun; doch was und welcher Art dies wäre, das sah ich nicht... Ich verstand nur, daß es etwas Gutes und der Wille Gottes sein werde.“¹ Für die nun wieder fällige Entscheidung brachte ihre Umgebung kein Verständnis auf. Und nach dem Austritt kamen lieblose Urteile und das Gerede der Kleinstadt über sie. Tiefer aber litt sie unter der „Ungewißheit über den Willen Gottes“.

Ihr Beichtvater schickte sie für einige Monate nach England. Sie setzte alle Kräfte ein, um anderen in ihrem verunsicherten Glauben zu helfen, sie auf den Empfang der Sakramente vorzubereiten, Priester zu vermitteln. In London fiel wieder Licht auf ihren Weg. Sie begriff zunächst das Ziel, auf das sie zugehen sollte: die Gloria Dei. Ohne Zweifel leuchtete in dieser Stunde das Motto des heiligen Ignatius auf: *Ad maiorem Dei Gloriam*.

Die hinter ihr liegenden Klarissenjahre sah sie nicht als Verlust an Zeit und Energie an. Sie waren eine anfordernde Schule. Maria hatte Einblick gewonnen in

das Ordensleben. In der Umstellung auf das tätige Leben wurde ihr klar, daß die geplanten Hilfen für den Nächsten nicht von einer Klausur aus zu leisten waren. Von dem, was sie bei den Klarissen kennengelernt hatte, war die Kontemplation ein Element, das ihr als unverzichtbar erschien.

Anfang 1610 ging Maria zusammen mit einigen Gefährtinnen, die sich ihrer Lebensweise anschließen wollten, nach Saint-Omer zurück. Die Sicht auf das Ziel, die Gloria Dei, die geplante Hilfe zur Erhaltung und Stärkung des Glaubens in der englischen Heimat, der Anschluß der Gefährtinnen: Das waren die ersten konstruktiven Elemente für die Erfüllung des geheimnisvollen Auftrags: „etwas anderes“. Das erste Haus des späteren Instituts wurde gegründet. Das Neue war im Kommen. Aber die große Frage stand vor den Anfängerinnen einer neuen Ordensform: Nach welcher Regel sollten sie leben?

II. Die Übernahme der ignatianischen Lebensform

Im Brief an den Nuntius von Köln, Antonio Albergati, steht der Satz: Sie habe nie an das tätige Leben gedacht, „bis Gott, wie ich vertraue, mich dazu in einer Weise berief, die gegen meinen Willen ging“². Gegen Ende des Jahres 1611 wurde Maria in der apostolischen Ausrichtung ihres Weges bestärkt, als sie in ihrem Geist die Worte vernahm: „Nimm das Gleiche von der Gesellschaft“ (Jesu). Diese Gebetsstunde muß für sie ein atemberaubendes Erlebnis gewesen sein. Denn alle späteren Nöte konnten die damals empfangene Gewißheit nicht erschüttern. Von da an war ihre Seele auf Ignatius und seine Lebensform eingestimmt.

Dies war das zweite große Wagnis: Maria Ward wollte einen Frauenorden aufbauen nach den Konstitutionen des heiligen Ignatius, soweit dies Frauen möglich wäre, ohne die für Frauen vorgeschriebene Klausur zu übernehmen. Beide Bedingungen hatten enorme Folgen. Mit der ihr eigenen Entschiedenheit wandte sie sich dem neuen Weg zu. Das Zögern des Beichtvaters, der Widerstand der Gesellschaft Jesu gegen eine Nachahmung des eigenen Ordens durch Frauen, die Bedrängnisse durch die Jesuitengegner brachten sie nicht von ihrer Spur ab.

Von Saint-Omer aus gründete Maria zwischen 1616 und 1620 drei Niederlassungen in Lüttich, Köln und Trier. In England lebten bereits einige Gefährtinnen; sie waren im verborgenen Helferinnen für den Glauben ihrer Landsleute.

Blicken wir auf ihr Bild. Die offenen Augen und feinen Gesichtszüge lassen Klarheit und Ordnung des Wesens ahnen. Dabei war Maria von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sie gewann Einfluß, wohin sie kam. Selbst die römische Kurie konnte sie nicht einfach abweisen, als sie ihre wegen der Kirchengesetze unerfüllbar erscheinende Bitte vorbrachte. Sie war eine Frau, die ihre Beheimatung in Gott gefunden hatte. Der Zwiespalt, der den Menschen mit sich selbst entzweit, war überwunden; denn sie fand überall den Weg zu Gott offen. Sie war mit sich einig in

dem, was sie unternahm. Sie war ganz in dem, was sie wollte, ganz in ihren Verzichten, wenn solche verlangt waren, ganz in ihrem Einsatz und ebenso in ihrer Zuwendung zum Nächsten. Tief von ihrer Berufung überzeugt, lebte sie ihre Sendung. Innerlich gesund und nüchtern, wußte sie zu unterscheiden und auch den Mut zum Alleingang aufzubringen, während sie in ihren Mädchenjahren schüchtern war und länger mit Ängstlichkeit zu kämpfen hatte.

Die Gründungskonzeption Maria Wards, die sich in den Jahren vor der Romreise herausbildete, hatte gleichzeitige Parallelen, ragt aber über die Bemühungen anderer Gründerinnen dieser Zeit hinaus: durch den Mut, nach den Konstitutionen des heiligen Ignatius zu greifen und die Bitte um Bestätigung der für Frauen neuen Lebensweise in Rom persönlich vorzutragen, und durch ihr Vertrauen in Papst und Kirche, das auch in leidvollen Erfahrungen nicht zerbrach.

Von den tapferen katholischen Frauen Englands, deren Geschichte bis heute noch nicht geschrieben ist, hatte Maria Ward gelernt. Sie selbst wurde eine außergewöhnlich tapfere Frau, die sich nicht einschüchtern ließ, wenn sie sich im Einklang mit ihrer Berufung wußte. Überzeugt von der Würde der Frau traute sie ihr, im Gegensatz zu Auffassungen ihrer Zeit, die Treue zum eigenen Weg, das Durchhaltevermögen in der Anfechtung zu. Sie sah Aufgaben für Glauben und christliches Leben, die brach liegenblieben, wenn nicht auch die Frauen mithelfen durften.

Das Programm des heiligen Ignatius erachtete sie von den Erfahrungen der Heimat her als zeitgemäße apostolische Lebensordnung. Den „Eifer der Apostel“ sollten die Mitglieder durch „die Gemütsversammlung der Einsiedler“, wie sie sagte, lebendig und warm halten. In einer Aufzeichnung ist zu lesen: „Nur die, die Gott ganz gehören, sind stark und tauglich zu all jenen Werken, die in der Welt geschehen sollen.“³

Die Gründerin stand vor der Frage, wie ihre Gefährtinnen eine solide Ausbildung erhalten könnten. Für die geistliche Formung hielt sie sich an die Patres der Gesellschaft Jesu. Aller Ignoranz abhold, plante sie schon 1619 eine besondere Ausbildung der Lehrerinnen. Einige Gefährtinnen sollten es in Musik und Fremdsprachen zur Meisterschaft bringen.

Ihr Arbeitsprogramm umschrieb sie im Plan von 1621. Seit der Ausbreitung des Instituts hatte Maria Ward auch die Länder des Festlands in ihr Wirkungsfeld einbezogen. Sie sah, daß es überall an Einübung des Glaubens, Katechese, Praxis des religiösen Lebens fehlte. Damit erhielt ihr Werk erst seinen Sitz im Leben der damaligen Kirche und Gesellschaft. Die Gründerin besaß die Kühnheit, auch Missionen in Indien und bei den Türken in ihren Plan aufzunehmen, eine Formulierung, die sie Ignatius entnahm, mit der sie aber ihr eigenes Verlangen aussprach.

Im einzelnen ging es um folgende Hilfeleistungen: „Die Nächsten von Häresie und ungeordnetem Leben zum Glauben und zur christlichen Lebensführung und

zum bewußten Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl zurückzuführen, ...die Mädchen in den geistlichen Dingen zu unterweisen, ...deren Erziehung in Schulen und Internaten voranzubringen. Gerade diese Tätigkeit wird auf besonders wirksame Weise das allgemeine Wohl der Kirche und das persönliche Wohl der einzelnen fördern.“ Im gleichen Plan schließt Maria auch soziale Aufgaben ein, die sie immer im Zusammenhang mit dem Grundauftrag: Hilfe zum Heil der Menschen, sah: „alle anderen Werke der Liebe“, auch die Sorge für „Frauen zweifelhaften Lebenswandels, Hilfe und Dienst für Gefangene und Kranke“⁴. Was sie in diesem Plan festhielt, geschah bereits mit überzeugender Hingabe durch die in England eingesetzten Gefährtinnen.

III. Die Pilgerreise nach Rom und was danach geschah

Maria Ward wußte, daß ihr Werk dringend der päpstlichen Bestätigung bedurfte. Sie entschloß sich zur Reise nach Rom. Sie hatte niemand, der ihre Sache dort hätte vertreten können. Sie mußte selbst zum Papst gehen. In 64 Tagen wurden die 2000 km zwischen Lüttich und Rom meist zu Fuß zurückgelegt. Die achtköpfige Reisegesellschaft mit ihren zwei Pferden kam über Nancy, Mailand, Loreto am 24. Dezember 1621 in Rom an.

Die katholische Engländerin wie ihre glaubenstreuen Landsleute waren ganz und einzig auf den Heiligen Vater eingestellt. Die Trennung vom römischen Papst war der Kern der englischen Reformation. Seitdem bestand für die Katholiken in England keine bischöfliche Verfassung mehr. So wird verständlich, daß die alten katholischen Familien ihre Treue zur Kirche im Festhalten an der Anerkennung des römischen Papstes sahen. Dies ist auch der Grund, warum Maria Ward sich so ausschließlich auf den Papst ausrichtete. In der großangelegten Kurie sah sie zunächst kaum etwas anderes als eine würdige Umgebung für den Nachfolger Petri. Bei ihrem Unternehmen fühlte sie sich als Tochter des Landes der Märtyrer, als Engländerin, die ihre Zuflucht zum Papst mit vollem Recht nahm. Sicher glaubte sie, daß ihr die Herkunft aus England die römische Tür öffnen werde. Für sie gab es dort nur eine Tür, die zum Papst. Als sie vor Gregor XV. kniete, ahnte sie noch nicht, wie viele Türen dieses Rom hatte. Sie wußte kaum, daß Leute aus protestantischen Ländern den Römern verdächtig waren. Sie hatte von Rom überhaupt nur *eine* Vorstellung: Hier am Ort der Apostelgräber war der Papst, Stellvertreter Christi.

Gregor XV. empfing sie mit Interesse und Freundlichkeit. Er sagte ihr, Gott sorge für seine Kirche in deren Nöten, und fügte bei, daß die Erneuerung des weiblichen Geschlechts in den nördlichen Ländern sehr notwendig sei⁵.

Wir wissen wenig von dem, was in Maria vorging. Sie mag sich zwischen Hoffnung und bangen Ahnungen befunden haben. Aber sie wäre nicht die

beherzte, zuversichtliche Frau gewesen, wie wir sie aus vielen spannungsgeladenen Situationen kennen, wenn sie verzagt, zögernd vor Papst und Kardinäle hingetreten wäre. Auch war sie ganz überzeugt von der Güte ihrer Sache, weil sie sich dazu in Gottes Auftrag wußte. Sie hoffte zunächst auf eine schnelle Erhörung ihrer Bitte. An der Approbation des Institutes hing dessen Zukunft, ja das Leben ihrer Gefährtinnen, die in manchen Häusern bittere Not litten. Die Mitgiftgelder blieben aus, solange das Institut nicht einen stabilen Rechtsgrund, das heißt: die Approbation des Papstes hatte.

Es mag dieser auf ihre Mission eingestellten Frau schwer verständlich gewesen sein, daß der Papst mit seiner hohen Vollmacht ihre Sache einer Kardinalskongregation zur Behandlung übergab. Sie sah in ihrem Gesuch keine absurde oder unerfüllbare Bitte, wo so viel geistliche und geistige Not sie anrief. Papst und Kardinäle jedoch standen vor einer ihnen unlösbar scheinenden Schwierigkeit: Sie hatten für die Durchführung der Dekrete des Trienter Konzils zu sorgen.

Eine der Aufgaben des Konzils von Trient war die Erneuerung der zerrütteten Kirche. Viele Klöster hatten sich weit von dem entfernt, was einem gottgeweihten Leben entsprochen hätte. Darum kam es zu den strengen Klausurvorschriften. Südlich der Barriere der Alpen erschien die Abgeschlossenheit der Ordensfrauen viel dringlicher, weil man dort von der Schutzbedürftigkeit der Frau und ihrer moralischen Schwäche noch tief überzeugt war, und weil es immer wieder zu gravierenden Skandalen kam, da weniger bemittelte adelige Familien ihre Töchter in die Klöster steckten, ohne daß eine Berufung zum Ordensleben gegeben war.

Außerdem lagen in Rom bereits belastende Anklagen, die die englischen Weltpriester, die Landsleute dieser Frauen, gerade absandten, als ihnen der Plan der Romreise Maria Wards bekanntgeworden war. Papst und Kardinäle wiesen die mutige Frau nicht einfach ab, hofften aber, sie zur Annahme der Klausur zu bringen. So wanderte ihr Gesuch zu den Akten.

Sollte sie untätig bleiben? Maria wollte den Kardinälen ihr Wirken offen zeigen. Sie durfte eine Mädchentagesschule, die erste dieser Art in Rom, eröffnen. Zwei weitere Gründungen erfolgten in Italien, in Neapel und Perugia. Aber das Jubeljahr 1625 setzte der Tätigkeit ein Ende. Es brachte Maria wenig Grund zum Jubeln. Ein Dekret der Kongregation der Bischöfe und Regularen hob die italienischen Niederlassungen auf, weil die *Virgines Anglicanae* keine Klausur annahmen. Die Schließung der römischen Schule traf Maria hart. Das Haus in Perugia erlosch von selbst. Glücklicherweise waren Niederlassung und Schule in Neapel nicht betroffen, weil die Stadt zum spanischen Territorium gehörte. Die dortigen Gefährtinnen konnten den armen römischen Schwestern finanziell helfen.

Das Dekret der Kongregation machte ihr klar, daß sie von Rom nicht so schnell eine positive Antwort zu erwarten habe. Der Wind war ihr aus den Segeln genommen. Das Schiff stand still. In Italien durften die „Webstühle“, wie sie mit einem Decknamen ihre Schulen nannte, nicht mehr arbeiten. Sollte sie müßig auf

eine gute römische Stunde warten? Helfer waren keine in Sicht. Sie entschied sich für eine Reise zu ihren Gefährtinnen in Lüttich und Flandern. In Rom ließ sie einige der Ihrigen zurück und wanderte im November 1626, mit Empfehlungsschreiben für Kurfürst Maximilian I. und Kaiser Ferdinand II. versehen, den Alpen zu. Sie wollte die katholischen Fürsten aufsuchen, um sie als Fürsprecher ihrer römischen Angelegenheiten zu gewinnen.

Zunächst dachte sie nicht an eine Gründung in München. Aber der Kurfürst und seine Gemahlin hielten sie zurück, sie wollten von diesen Engländerinnen eine Mädchenschule in ihrer Residenzstadt. Das Haus Wittelsbach hatte das große Kolleg der Jesuiten bei St. Michael gebaut, und für die Mächen geschah fast nichts. Auch dem Kaiser erschien eine Mädchenschule in Wien notwendig. Im Haus „Stoß am Himmel“ strömten bald 450 Mädchen in die Schule. Von dort ging Maria Ward nach Preßburg, damals Ungarn, heute Bratislava, CSSR. In 15 Monaten hatte die Gründerin drei Niederlassungen eröffnet. Sie schöpfte neue Zuversicht und atmete auf in so guter Atmosphäre.

Dennoch mag man fragen, ob neun Gründungen in zwölf Jahren nicht zuviel waren. Überschätzte Maria nicht die Kräfte ihrer Gefährtinnen? Die Erklärung für das Vorgehen der wagemutigen Frau liegt wohl in folgenden Überlegungen: Immer kam es ihr auf die Hilfe in einer Not an; die Mädchenschulen bedeuteten Hilfe in Not. Aber bei den Gründungen in Italien und Deutschland war sie wohl stark auf ihr Hauptanliegen gerichtet: Sie wollte Fürsprecher in Rom gewinnen.

IV. Das Fiasko

Ein weiterer Gründungsversuch, auf Wunsch des Kaisers und Betreiben böhmischer Adelige 1628 in Prag, brachte den tragischen Umschwung in dem nun geglückten Anlauf. Es läßt sich hier nicht das dichte Geflecht des Maria-Ward-Prozesses entwirren. Aber es lohnt sich um des wahren Antlitzes dieser Frau willen, das Zwielflicht einigermaßen aufzuhellen, in dem sie Jahrhunderte verblieben ist. Sie war eine Frau, die die Wahrheit liebte. „Ich habe stets das Licht geliebt“, sagte sie dem Dekan Golla, der sie zur Nachtzeit in ihr Gefängnis im Angerkloster in München führen wollte.

Das Prager Unternehmen scheiterte am Widerstand des jungen Kardinalerzbischofs Ernst Harrach und seines Ratgebers, des italienischen Kapuziners Valeriano Magni, die im Streit mit der Gesellschaft Jesu wegen der Prager Universität standen. In die Gegnerschaft wurden die Nuntien einbezogen. Maria durchschaute kaum, in welchen Sog von Jesuitengegnern ihre Sache in Prag geraten war. Sie ließ sich nicht leichtthin wegschicken, sondern vertrat ihre Sache impulsiv. Aber aus dieser Sackgasse gab es keinen Ausweg mehr.

Negative Berichte der Nuntien und des eben erst aus Italien zurückgekehrten

Kardinals Melchior Klesl gelangten an die Kurie. Klesl beschwerte sich, weil die Englischen Fräulein der Schule und Niederlassung in Wien keine Erlaubnis seiner Kurie eingeholt hatten. Es stimmte. Sie hatten sich auf den Kaiser verlassen, der wie sein Schwager Maximilian von Bayern in eigener Vollmacht viele geistliche Angelegenheiten erledigte. Daß in Prag kein Institut entstand, war für Maria kein Unglück; aber die Welle negativer Nachrichten aus Prag und Wien führte zur Aufhebung des Werkes und brachte Maria Wards Angelegenheit in Rom wieder in Bewegung. Die Schreiben kamen ja von Herren, die das Vertrauen der Kurie genießen mußten. So wurde in der Sitzung der Propaganda-Kongregation in Anwesenheit des Papstes, im Juli 1628, beschlossen, das Institut aufzuheben oder der Klausur zu unterwerfen. Die römischen Behörden, wegen der raschen Ausbreitung des Instituts und der Unterstützung durch die beiden katholischen Fürsten aufgeschreckt, sandten an die Nuntien in Brüssel, Köln, Wien und Neapel mit dem Dekret auch eine Instruktion und eine Relation, um den Adressaten die nötige Aufklärung über so gefährliche Frauen zu vermitteln.

In beiden Schreiben waren die aus Wien eingetroffenen Anklagen aufgenommen, angereichert mit den seit 1622 in Rom vorliegenden, unkontrolliert gebliebenen Beschwerden der englischen Weltpriester. Die Instruktion und die Relation enthielten böse Diffamierungen der Gründerin und ihrer Gefährtinnen. Da war zum Beispiel zu lesen: Verweigerung der Klausur, Unterricht von Mädchen und Frauen nach dem Vorbild der Jesuiten, zu freier Verkehr mit Männern, der sittliche Verfehlungen heraufbeschwören könne, fehlende Unterwerfung unter die Bischöfe, weil sich die Frauen auf die Entscheidungen ihrer Generaloberin stützten. Gegen Ende wurde auf die rasche Ausbreitung verwiesen, gegen die später niemand mehr aufkommen könne.

Maria Ward erhielt vom Beschluß der Propaganda-Kongregation keine Mitteilung. Gerüchteweise hörte sie von Gefahren für ihr Werk, hielt das Vernommene aber für Gerede, Gerücht, Absicht der Gegner. Der Wiener Nuntius suchte sie zur Romreise zu bewegen, um seine Verhandlungen mit dem Kaiser nicht zu gefährden; vor allem wollte er, daß ihr in Rom die beschlossene Aufhebung mitgeteilt werde. Als sie dann noch von der Ankunft P. Magnis in der Ewigen Stadt erfuhr, entschloß sie sich zur Reise. Sie traf im Frühjahr 1629 in Rom ein.

Zu den vier Kardinälen, zu denen Maria geladen wurde, sagte sie unter anderem, sie stehe da, sie sollten über sie verfügen, wie sie wollten, als über eine Sache Gottes: die Angelegenheit sei mehr die der Eminenzen als ihre eigene⁶.

Sie erhielt eine Audienz bei Papst Urban VIII. in Castelgandolfo. Daß die Aufhebung schon beschlossen war, sagte ihr der Papst sicher nicht in eindeutigen, ihr verständlichen Worten. Eventuelle Anspielungen wurden von dieser völlig unpolitisch angelegten Frau nicht verstanden. Von ihrem Wesen her begriff sie die diplomatische römische Ausdrucksweise nicht. Im Frühjahr 1630 kehrte sie nach München zurück.

Dort fand sie Briefe aus den nördlichen Häusern mit Nachrichten über vorgenommene Aufhebungen vor. Sie hielt dieselben für Machenschaften der Feinde, hatte sie doch eine befriedigende Audienz beim Papst gehabt. Ihrer Auffassung entsprechend, schrieb sie im April 1630 den Gefährtinnen, sie sollten nicht so rasch mutlos werden, während sie doch viel Grund zur Hoffnung hätten. Es heißt in dem Brief weiter:

„Was die Anordnung zur Auflösung unseres Instituts und anderes dieser Art angeht, so sollt ihr wissen, daß die Grundlage dessen, was gegen uns bestimmt wurde, sich auf falsche Anklagen stützt und daß die Dekrete von Kardinal Bentivoglio, dem alten Gegner unseres Instituts, verfaßt und ausgegangen sind. Die Anweisung kam ohne Kenntnis Seiner Heiligkeit zustande.“⁷

Maria war damit völlig im Irrtum. Der Brief gelangte in Lüttich in fremde Hände und in lateinischer Übersetzung nach Rom, wo die Worte der angemäßigten Generaloberin als Beweis ihres Ungehorsams gedeutet wurden.

Außerdem schickte Maria Ward in ihrer Not ihre Gefährtin Winefrid Wigmore als Visitorin in die von bischöflicher Autorität aufgehobenen Häuser in Trier, Köln, Lüttich, um die alte Ordnung wiederherstellen zu lassen. Der Nuntius griff in Lüttich ein. Wieder gingen Berichte nach Rom, die begreiflicherweise die Meinung von der aufrührerischen Gesinnung der Gründerin bestärkten. Dabei wartete Maria dauernd auf ein Wort des Papstes. Ihm hatte sie wiederholt versichert, schriftlich und mündlich, sie sei bereit, von ihrem Institut abzulassen, wenn er dies wünsche. Entsprechend ihrer englischen Mentalität glaubte sie von der Stelle, der sie ihre Bitte vorgetragen hatte, auch eine Antwort zu erhalten. Daß ihre Erwartungen dem römischen Vorgehen nicht entsprachen, hatte ihr wohl niemand klargemacht oder klarmachen können. Marias mangelndes Verständnis für ihre Lage bezeugt auch der Brief vom 28. November 1630 an Papst Urban VIII. Darin heißt es unter anderem:

„Alles, was gegenwärtig in Flandern und einigen Gebieten Deutschlands gegen die Unsrigen geschieht, läßt mich aufs neue meine Zuflucht zu Eurer Heiligkeit nehmen... Was ich mit Hilfe der Gnade seit 22 Jahren tue, habe ich weder im Ganzen noch zum Teil auf Überredung oder Beeinflussung einer lebenden oder mir je bekannten Person unternommen, sondern... auf Weisung und ausdrücklichen Auftrag dessen hin, der nicht täuschen und nicht getäuscht werden kann. Er gab die Einsicht, diesen Lebensstand zu kennen und zu verstehen; er gab die Neigung, ihn zu umfassen und zu lieben. Er gab mir die Gewißheit, daß dieses Institut in der Kirche bis zum Ende der Welt bestehen werde. Mit dieser... Erklärung beabsichtige ich keineswegs, solche Erleuchtungen und Offenbarungen der Autorität der heiligen Kirche oder meine innere Überzeugung dem vorzuziehen, was dem obersten Hirten als richtig erscheint... Wenn Eure Heiligkeit mir befiehlt, von dieser Lebensweise abzulassen, werde ich bereit sein, zu gehorchen.“⁸

Es konnte bisher nicht geklärt werden, ob der Brief in die Hände des Papstes gelangte. Denn in Rom wurde mindestens im Dezember ihre Einkerkierung beschlossen; auch war die Bulle schon vorbereitet.

Die zwei Rettungsversuche, die Maria für ihr Werk unternahm: der Brief und die Absendung der Visitorin, hatten sie der Häresie, des Ungehorsams und der Rebellion gegen den Heiligen Stuhl verdächtig gemacht. So kam es zum Befehl der

Inquisition, Maria Ward in München gefangenzusetzen. Am 7. Februar 1631 wurde sie im Angerkloster eingesperrt. Schon zuvor, am 13. Januar, hatte Urban VIII. die Aufhebungsbulle unterzeichnet. Keulenschläge fielen auf das Institut und seine Gründerin. Offenbar verfuhr Rom mit solcher Härte, um die großen Beschützer von weiterer Unterstützung solchen „Unkrauts in der Kirche Gottes“ zurückzuschrecken. Doch bleibt es rätselhaft, daß ein so starkes Dokument verabschiedet wurde, um mit einer, gemessen an der großen Kirche, relativ kleinen Schar von Frauen fertig zu werden.

Die Häuser waren geschlossen. Nur die Münchner Niederlassung verschwand nicht völlig. Das Verbleiben einiger Gefährtinnen in der bayerischen Residenzstadt war weniger dem Kurfürsten zu danken, der den Gehorsam gegen die Kirche nicht verletzen wollte, als äußeren Zeitereignissen zuzuschreiben: dem Schwedeneinfall, dem Krieg und der folgenden Not durch Pest und Hunger. Vom Jahr 1635 ab konnten die wenigen in München verbliebenen Gefährtinnen als Laien wieder Schule halten; die Unterrichtstätigkeit war ihnen in der Bulle nicht verboten.

Das Paradeiserhaus in München wurde Mittelpunkt des Instituts, das nach Maria Wards Tod langsam wieder zum Leben kam unter dem Schutz der Bischöfe. Die Gründung in München war Geschenk für die Zukunft. Die anderen aufgehobenen Niederlassungen waren ebenfalls Vorbereitung für das spätere Institut. Es war von Anfang an eine internationale Gründung, nicht nur in den Plänen, sondern in der Realität. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte es unter der Sorge der Bischöfe in Deutschland und England bescheiden auf. In Rom bestand die kleine, von Maria Ward noch gegründete Niederlassung, nahe bei Santa Maria Maggiore, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert kamen Österreich und Ungarn, Böhmen und Italien hinzu, im 19. Jahrhundert Rumänien, Indien und die Slowakei – dies alles, bevor das Institut 1877 die päpstliche Bestätigung erhielt. Im 20. Jahrhundert folgten die Gründungen in Brasilien, Chile und Argentinien, in Spanien, Zimbabwe und Korea. Trotz der Aufhebung war es von einiger Bedeutung, daß Maria Ward die weiten Wege nicht scheute, sondern schlicht tat, was sie für notwendig hielt. Die 1627 gesuchten, erwünschten Helfer verweigerten sich zwar der Bitte Maria Wards um Unterstützung in Rom nicht, aber sie hatten wenig Einfluß bei dem frankophilen Urban VIII. Dies zeigt der Versuch Maximilians I., im Jahr 1629 in Rom ein gutes Wort für die Gründerin einzulegen.

V. Papst Urban VIII. und Maria Ward

Was ist von Urbans Verhalten Maria Ward gegenüber bekannt? Wie stand Maria Ward da nach dem Scheitern ihres großen Wagnisses? Sie hatte nicht für ihre Person gekämpft, sondern für die ihr von Gott anvertraute Sache; dessen war sie sich nach der für sie so leidvollen Aufhebung und dem tief empfundenen Ehrenverlust sicher.

Ende 1631 ging sie zum drittenmal nach Rom: Sie wollte es selbst, und sie mußte in Rom erscheinen; denn sie war vorgeladen.

Welchen Eindruck muß sie auf Urban VIII. gemacht haben, als er sie nach der schmachvollen Einkerkierung vor sich sah? Eine Frau kam zu ihm, die ihr seelisches Gleichgewicht bewahrt hatte, die einen Gehorsam bezeugte, wie ihn dieser Papst vielleicht sonst nie oder höchst selten erlebt hatte. Von der Audienz liegt der folgende Bericht vor. Maria Ward sprach:

„Heiliger Vater, weder bin ich noch war ich je eine Häretikerin.“ Darauf wollte er sie nicht weitersprechen lassen und sagte: „Wir glauben es, wir glauben es, wir brauchen keinen weiteren Beweis, wir und alle Kardinäle sind nicht nur zufrieden, sondern auch erbaut über Ihr Vorgehen. Nehmen Sie es nicht zu ernst, daß Sie so geprüft wurden, wie es geschehen ist; denn so sind auch andere Päpste mit anderen Dienern Gottes verfahren.“

Die Ehrfurcht, die Maria Ward vor dem Stellvertreter Christi hatte, war nicht geschwunden. Urban VIII. erwies ihr Gutes, nicht nur in materiellen Dingen. Er erlaubte, daß sie ein Haus in Rom erwerbe, daß sie die Gefährtinnen, die nicht nach England zurückkehren konnten, zu sich nach Rom berufe, obwohl das gemeinsame Leben in der Bulle verboten war. Die Gegner, unzufrieden mit der Güte des Papstes, kritisierten diese Genehmigung und schürten weiter.

Den Vorschriften der Inquisition entsprechend, konnte Maria Ward nur mit Erlaubnis dieses Tribunals Rom verlassen. Nach der Rückkehr von der an merkwürdigen Ereignissen reichen Badereise nach San Casciano dei Bagni wegen ihres Nierenleidens erhielt sie 1634 wieder eine Audienz. Sie beschwerte sich wegen der dauernden Überwachung, die sie feindlichen Umtrieben zuschrieb, was aufs neue das Unverständnis ihrer Lage beweist. Sie sagte dem Papst:

„Heiliger Vater, was soll die arme Maria Ward als Zeugnis ihrer Treue und Loyalität gegen Eure Heiligkeit und die katholische Kirche noch tun? Müssen mein Leben, meine Ehre, meine Freiheit in Hände von Menschen kommen, die nur allzuleicht bestochen und zu falschen Aussagen gebracht werden?“ Der Heilige Vater ließ sie aussprechen und sagte dann zu ihr: „Bleiben Sie zufrieden, es wird nie mehr so gehen; niemand mehr wird Sie bei mir ins Unrecht setzen.“

Vor ihrer letzten Abreise von Rom, 1637, empfing der Papst Mary Poyntz und Winefrid Wigmore, da Maria wegen ihrer Erkrankung nicht persönlich den Segen des Papstes erbitten konnte. Urban VIII. sagte den Gefährtinnen:

„Menschlich gesprochen wird ihr diese Reise das Leben kosten. Sie wird kaum davonkommen. Aber sie ist eine Dienerin Gottes. Er wird ihr helfen, das Beste zu tun. Wir wissen nicht, was Gott durch sie ausrichten will. Unsere Nuntien, durch deren Gebiete sie reist, werden sie empfangen, wohin sie auf ihrem Weg kommt; sie kann sich aufhalten, solange sie will. Denn wir sehen in ihr eine Frau von großer Klugheit, von großem Mut und Geist, und was noch mehr ist: eine heilige große Dienerin Gottes. Und Sie, die Sie mit ihr gehen, gehorchen Sie ihr und dienen Sie ihr. Solange Sie dies tun, sind Sie auf dem guten Weg.“⁹ (Das Wort „heilig“ – im Originaltext „holy“ – ist nicht im Sinn einer Kanonisation zu verstehen, sondern bedeutet soviel wie tugendhaft, fromm.)

Die drei Berichte stammen von Mary Poyntz, einer der treuesten Gefährtinnen, die die erste Biographin der Gründerin wurde. Sind die Zeugnisse zu wohlwollend gefärbt? Konnte der Papst nach allem, was geschehen war, so zu und über Maria

Ward sprechen? Es liegt kein Grund vor, der Schreiberin zu mißtrauen. Sie wollte sicher nur die Worte festhalten, die sich ihrem Gedächtnis eingeprägt hatten.

Zu den drei Berichten ist zu bemerken, daß nur das jeweilige Ergebnis der Gespräche wiedergegeben zu sein scheint. Ohne Zweifel hatte Maria Ward dem Papst das Mißverständnis erklärt, in das sie geraten war, weil sie immer noch auf sein Wort gewartet hatte. Der Papst schenkte ihr Glauben, wie seine Worte und auch sein Verhalten beweisen. Vielleicht erwies er ihr eine so außergewöhnliche Freundlichkeit und gewährte ihr so viel Hilfe, weil er nun sah, daß Maria Unrecht geschehen war: Unrecht, weil Leute seiner Kurie den hergeflatterten Anklagen ohne Nachforschung Glauben geschenkt und, entsprechend ihrer Einstellung gegen diese fremde Engländerin, den Prozeß auf eine für Maria Ward geradezu unmenschliche Weise in Gang gebracht hatten.

Warum aber machte er die Aufhebung nicht rückgängig? Trotz seiner hohen Machtvollkommenheit wußte er sich an die bestehenden Vorschriften gebunden, hier an die Dekrete des Trienter Konzils und die Erlasse seines Vorgängers Pius' V. So fehlten zwar nicht Achtung und Güte des Papstes für diese einzigartige Frau. Aber für das Institut konnte es kein Erbarmen geben. Das Werk war zerstört. Wegen der Verweigerung der Annahme der Klausur blieb die Bulle bestehen und gefährdete mehr als einmal die rechtmäßig wieder aufgelebte Gründung.

Wie Maria ihr tragisches Schicksal bewältigt hat, läßt die letzte persönliche Aufzeichnung erkennen, die uns erhalten ist, niedergeschrieben in Rom am 12. März 1636. Ein Teil derselben lautet:

„Wie gut sind deine Taten geordnet, mein Herr und Gott. Damals sagtest du, daß die Gerechtigkeit die beste Verfassung sei. Jetzt zeigst du, wie solche Gerechtigkeit erlangt wird.“¹⁰

Die Worte atmen die Ausgeglichenheit ihrer Seele. Gott ordnet, Gott spricht, Gott zeigt. „Gott, Anfang, Mitte und Ende“, wie sie früher einmal sagte. Gott war alles zu danken. Ihr Verhältnis zur Kirche, im Leid vertieft, blieb ungetrübt.

Bevor Maria am 30. Januar 1645 in York starb, sagte sie den Gefährtinnen, sie möchten ihre Liebe darin bezeigen, daß sie „ihren Handel voranbrächten“; das heißt, sie sollten wieder nach Rom gehen, sich dort um die Bestätigung kümmern. Bis in die Sterbestunde war die Gründerin überzeugt: Das Werk wird wieder kommen, und es wird in die Kirche eingepflanzt sein. Sicher verlangte sie auch viel von ihren Gefährtinnen. In einem Brief von 1635 steht das Wort: „Half women are not for such turns.“ Wir können frei übersetzen: „Halbe Frauen taugen nicht für solche Krisenzeiten.“¹¹

¹ Schulungsbrief IBMV II 28.

² A. a. O. V 15.

³ A. a. O. IX 12.

⁴ Konstitutionen IBMV, Einleitung, 24f.

⁵ Vgl. J. Grisar SJ, *Maria Wards Institut vor römischen Kongregationen* (Rom 1966) 747f.

⁶ *Englische Vita*, Archiv IBMV Rom; vgl. E. Chambers IBMV, *Leben der Maria Ward* (Regensburg 1888) Bd. 2, 244.

⁷ J. Grisar, a. a. O. 613.

⁸ E. Chambers, a. a. O. 274.

⁹ Die drei Texte sind aus der in Anm. 6 erwähnten Vita übersetzt. Vgl. dazu Chambers, a. a. O. 336, 365, 373.

¹⁰ E. Chambers, a. a. O. 368.

¹¹ Ebd. 367.